

Der Anfang vom Ende

„Am schlimmsten ist mein Alleinsein, – meine ‘möblierte Einzelhaft’ – und alles, was sie mit sich bringt“, schreibt Herbert Fritsche Ende Oktober 1959, „jeder fehlende Wäscheknopf ist ein Problem, jede notwendige Anzugsreparatur. Früh wache ich – im Gegensatz zu sonst, wo ich gegen ½ 7 Uhr erwachte – spät auf, zuweilen nach 8 Uhr, wasche und rasiere mich, ziehe mich an (seit Wochen trage ich meinen schwarzen Anzug, selbstverständlich ungebügelt, da er der einzige ist, der leidlich in Ordnung ist; den hellen Sommeranzug kann ich nicht mehr tragen, einen dritten gab ich zur Reinigung) dann mache ich mir mein Frühstück (Kaffee mit Tauchsieder, Knäckebrot mit Streichwurst oder Käse) – und versuche, in ein paar Besprechungs-Exemplaren zu lesen, bis es Mittag wird. Ein- bis zweimal in der Woche bin ich [...] zum Essen eingeladen. [...] Sonst gehe ich in eine der kleinen Gaststätten essen oder begnüge mich mit dem, was ich im Zimmer habe und zum Frühstück aß. Besonders fürchte ich den Nachmittag, die Dämmerung. Das Zimmer ist so dunkel, dass jetzt schon, ab 10 Uhr früh, Licht brennen muss, um diesen Brief tippen oder um lesen zu können. Was ich vordem nie konnte: Nach dem Mittag lege ich mich ins Bett und schlafe etwa eine Stunde. Erwache ich, ist gerade die gefürchtete Zeit des Nachmittags da. Ich könnte dann zuweilen mit irgendwelchen Bekannten zusammentreffen oder mit Schülern, jedoch ich bin nicht vorzeigbar und scheue mich, so zu sein, wie ich seit Wochen bin.

Was weiter werden soll, weiß ich nicht. Die Tatsache, dass ich noch ein Dach überm Kopf und ein Bett habe, erfüllt mich mit Dankbarkeit, doch weiß ich nicht, wie ich das halten soll, wenn mein Zustand sich nicht ändert. An Gottes Fügung und Führung glaube ich wie Sie, auch an das Umfangensein von Ihm. Nur ahne ich nicht, wohin er mich führt und was er fügt. [...]

Können Sie verstehen, welche Hemmungen ich habe, fortwährend nur von mir und meiner Misere zu berichten? Wie viel lieber würde ich Ihnen ein gelungenes Manuskript senden oder eine neue Veröffentlichung! Ob es dazu wieder kommen wird?

Mag die Vergangenheit gewesen sein wie sie wolle: ein Rückblick auf sie – zudem ich täglich schmerzlich bewogen werde – kommt mir vor wie ein Rückblick in ein verlorenes Paradies.“ [...] Drei Wochen später: „Sie können sich von der Welt, in der ich lebe, keine Vorstellungen machen. Das Zimmer ist grau gestrichen, das Bett bleibt aufgedeckt auf der Couch liegen, alles rings verstaubt, meine Garderobe zerfällt allmählich, Bügelfalten und dgl. kenne ich nicht mehr, zerrissene Strümpfe lege ich beiseite – wer sollte sie stopfen! [...] Wenn es dämmt – jetzt z.B. –, überfällt mich eine Trostlosigkeit, die sich nicht schildern lässt. Ich möchte aus dem Zimmer fliehen, in irgendeine Gesellschaft – aber ich bin so einsilbig, dass ich mich niemandem zumuten kann. So gehe ich denn meist sehr früh zu Bett und lese noch etwas, ehe ich meine defekte Schreibtischlampe, deren zerrissener Schirm stets herunterfällt und die ich mir, wenn ich im Bett liege, auf ein dreibeiniges Tischlein am Kopfende stelle, schließlich ausmache mit dem Bewusstsein: Der Tag morgen wird genauso verlaufen. Wie und woher die Wende kommen soll, weiß ich nicht, aber ich weiß, dass eine kommen muss. [...]“

Und nochmals 2 Wochen später schildert er seinen gleichermaßen innerlichen wie äußerlichen schlimmen Zustand mit folgenden Worten: „Ich lebe buchstäblich vom Glauben und Hoffen. Dennoch überfällt mich nachmittags und abends, wenn ich in meiner ‘möblierten Einzelhaftzelle’ sitze und die Stunden abwarte, bis es Zeit ist, zu Bett zu gehen, Depression und Angst. Das ist auch erklärlich. Die ganze Lieblosigkeit des Lebens, dem ich ausgesetzt bin, der schwere, nur mühsam von Woche zu Woche – und bangend – ertragbare wirtschaftliche Druck, meine Einsilbigkeit (die ich früher nie kannte!), mit der ich auch für die wenigen Bekannten eine Last bin, die ich hier und da sehe, vor allem aber meine Unfähigkeit, zu schaffen – ich habe seit Monaten kein Gedicht mehr geschrieben! – das lastet auf mir wie Blei. Damit, dass ich einfach will – im Hinblick auf Schreiben –, ist nichts getan. Wollen und nicht Können quält doppelt. Vielleicht bin ich irgendwie auch körperlich krank, ich schlafe überhaupt nicht oder nur mit Schlafmitteln, bin appetitlos, kurz: ich lebe mit einem Vitalitätsverlust, wie ich ihn vordem nie kannte.“

Nun weiß ich allerdings, dass es in jedem Leben eines geistig oder künstlerisch Schaffenden – und auch in jedem Leben eines religiös Bemühten – Zeiten gab, in denen alles stagnierte. Warum soll ausgerechnet ich dergleichen nicht auch erfahren müssen! Nur ist es eben sehr schwer, es zu ertragen und zu überbrücken, wenn man ohne jede Geborgenheit und ohne geringste Sicherung lebt.“

[...]

Er lebt, schreibt er „so hart am Rande des äußersten Existenzminimums – und bei aller Sparsamkeit sind bestimmte Ausgaben wie Miete, Hemdenbügeln, Seife, Zahnpasta und hier und da eine Straßenbahnfahrt eben doch fordernd da –, dass ich stets mit Bangen an die jeweils nahe Zukunft denke. Was ich an Geld besitze, geht restlos für die knappen Lebenshaltungskosten drauf. Die Krankenversicherung liegt absolut außerhalb der Möglichkeiten. Ich bin schon unglücklich, wenn die Lichtrechnung kommt (elektrisches Licht muss ich hier, in dem dunklen Zimmer, den ganzen Tag brennen lassen).

Nun versuche ich – leider ‘krampfhaft’ – einige Artikel zu schreiben, aber es kommt nichts Rechtes zustande. Und außerdem: selbst wenn ein Artikel gelänge, so erscheint er in den monatlich herausgegebenen Zeitschriften, für die er in Frage käme, erst nach 2 bis 3 Monaten – und dann erst wird er honoriert.

Trotzdem halte ich mich, so gut es irgend gehen mag. Ich bin noch – trotz allem – Optimist genug, diese (weitgehend selbstverschuldete) Zeit der Einsamkeit, Hilflosigkeit und inneren und äußeren Wüste für etwas mir Auferlegtes anzusehen, das sich mit Gottes Hilfe eines Tages wenden wird.“

[...]

Es ist kurz vor Weihnachten. Einem Freund gesteht er: „Ich lebe in einer Einsamkeit, Not und Antriebslosigkeit, von der sich nicht detailliert berichten lässt. [...] Einmal in der Woche bin ich bei Dr. Schürmeister und seiner Frau zum Mittagessen eingeladen, den Samstagabend meist bei Dr. Schmeer. Die übrige Zeit verbringe ich als Einzelhäftling, leider auch – mit Ausnahme meines Kurses am Dienstagvormittag – nicht fähig zur Arbeit, ohne Schwung, ohne Einfälle, ohne Aufträge und ohne Kontakte. Du sagtest, als du das letzte Mal in Mün-

chen warst, Du hättest dir nicht vorstellen können, mich einmal schweigend oder einsilbig zu erleben. Nun, das ist meine 'Norm' seit Monaten. Hier und da schreibe ich ein paar fachliche Referate für die *Naturheilpraxis* –, zu mehr langt es nicht mehr, kaum dazu. Vor mir liegt die Ungewissheit, was werden soll. Ich kann nur – heute, am Tag der Wintersonnenwende – hoffen, dass mit dem allmählich wachsenden Licht auch meine Vitalität wiederkehrt und meine Arbeitsfähigkeit.

Weihnachten, das vor der Tür steht, wird für mich schmerzlich vergehn. Vielleicht ist es möglich, einen der Feiertage in Gilching zu verbringen. Johanna Maria will ich dieserhalb anrufen, aber gewiss ist es nicht. Seid glücklich [...], dass ihr beisammen seid und mit eurer Tochter ein Weihnachten der Gemeinsamkeit haben könnt! Erhaltet euch das um jeden Preis! Nehmt mich als abschreckendes Beispiel: ich habe – weitgehend selbstverschuldet – dies verscherzt und vertan, und muss nun dafür büßen bis in die letzten Dezimalstellen. [...] Ich denke jetzt oft an einen Wortspiel-Aphorismus von Hans Blüher (aus seinem Büchlein 'In medias res')

Delphische Antwort

Was ist des Menschen Los? –:
HOFFNUNGSLOS.

Nun ja, so ergeht es mir: diesen Doppelsinn erhalte ich als Antwort auf alle Fragen, die ich an das Schicksal richte.“

Wie so vieles, das er überstehen musste und auch überstanden hat, ist auch Weihnachten vorüber, von dem er berichtet: „Nun liegt das Weihnachtsfest bereits hinter mir. Den heiligen Abend und den 1. Feiertag verbrachte ich in Hades-Stimmung. Gestern am 2. Feiertag fuhr ich nach Gilching zu meiner Frau und zu Sulamith. Da gerade besonders intensiver Föhn war – das Gebirge zum Greifen nahe –, was ich immer sehr spüre, war ich traurig und übertrug meine Trauer auch auf meine Frau und auf die süße kleine Sulamith. Besonders am Abend, als ich fort ging von dem hochgelegenen Gut, wo meine Frau ein Zimmer mit kleiner Küche bewohnt, und durch aufgeweichte Erde und stock-

finsteren Wald hinab zur Bahn musste, brach mir fast das Herz. Sulamith liebt mich, auch meine Frau war nett und besorgt, obwohl ich doch für beide gar nichts tun kann. Die Umwelt – Möbel, Bilder, Bücher – war ja auch einmal meine ‘Haut’: und der Christbaum, das singende blonde Kind, das beziehungsreiche Leben machten mir deutlich, was ich verloren habe – im Grunde durch eigene Schuld, auch wenn es einige Entschuldigungen für mich geben mag.“

[...]

Eine Woche später, wir schreiben den 3. Januar 1960, beginnt Herbert Fritsche ganz gezielt mit der Niederschrift seiner Autobiographie, denn er ‘weiß’ längst, dass er mit sieben mal sieben Jahren sterben wird.

*